

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

184 (10.8.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 64

Grete Beier, „Literatur“.

In unserem Dresdener Parteiorgan lesen wir: Es war vorauszu sehen, daß die fürchterliche Tragödie von Brand mit ihrem schauerlichen Abschluß in Freiberg betriebsame Schundromansfabrikanten, Schmierentheater-, Direktoren und tutti quanti auf den Plan rufen würde. . . Da sieht man in den Schaufenstern der Buchhandlungen in schreiender Aufdringlichkeit schon eine Broschüre aus schlechtem Papier und mit unaus stehlichen Bildern hängen, die den Neugierigen diesen Roman aus dem Leben in allen nerdentelnden Einzelheiten und in „Wort und Bild“ erzählt. allerlei „aus schmüdende“ Uebertreibungen helfen dem phantastischen Verlangen geistig Armer noch beson ders auf die Sprünge. Die Ansichtskarten-Industrie hat sich ebenfalls bereits des „Stoffes“ bemächtigt. In den Kneipen und auf den Strassen wird das Zeug feilgeboten. . . Den Reford in der profitablen Verwertung des „Stoffes“ dürfte bis jetzt aber ein Schmierentomödiant erreicht haben, der die Grete Beier bereits für die „Bühne“ bearbeitet hat. Ein Dresdener Blatt teilt darüber mit: „Als wir am letzten Sonntag auf einer Wanderung von der Specktrümmel nach der Barthmühle durch das freundliche Bauerndorf Dorlas schritten, fielen uns an die Hauswände geflechte Theaterzettel in die Augen mit der Auf schrift: „Grete Beier oder die Bürgermeistersöchter von Brand. Trauerspiel in fünf Akten.“ Als Personen waren aufgeführt: Der Bürgermeister, die Bürgermeisterin, Grete, Oberingenieur Prehler, Herr Meier, eine Hebamme, Prehlers Wirtin, deren Tochter, der Verteidiger, Geschworene, Richter, der Staatsanwalt usw. Jeder Art verzeichnete die handelnden Personen noch ein mal namentlich. Als Ort der Handlung waren Brand, Gernitz, Dresden und Freiberg angegeben. Der letzte Akt spielte im Schwurgerichtssaal. Am Schluß dieses abgedruckten Theaterzettels forderte der Verfasser und zugleich Direktor des Theaters, ein Herr Heinrich Apel, ein p. t. Publikum zu recht zahlreichem Besuch der Vorstellung auf und knüpfte daran die Versicherung, daß er zwar die das ganze Land aufregende Tat der Grete Beier als Unterlage benutzte, aber den Stoff mit eigener Phantasie „noch mehr belebt“ habe, in der Hoffnung, den Dank des Publikums zu erwerben. Was mag da wohl herausgekommen sein! Daß Herr Apel mit dem Geizhalsigen Landort heimsucht, ist bezeichnend. In die Stadt wagt sich der Herr wohl noch nicht. Er könnte es ruhig versuchen und würde auch da noch sein Publikum finden, wenn ihm die Behörde nicht einen Strich durch die Rechnung macht. Eine Zeitung behauptet: „In einem Dresdener Kinematographen wird Grete Beier in Bildbilden gezeigt. Das Publikum stürmt natürlich dorthin. Ein Bild ist betitelt: Grete Beier im Gerichtsgefängnis. Das Bild ist weiter nichts anderes, als das bekannte Bild aus der Igl. Gemäldegalerie: Ein Vaterunser. Es klingt unglücklich, unmöglich ist aber auch das nicht! Es ist ekelhaft, an diesen Unfug auch nur denken zu müssen. Aber er findet, wie gesagt, sein Publikum, speziell auch in den „niedereren“ Volksteilen, die indifferent dahinleben, sich nicht um das öffentliche Leben und die Interessen ihrer Klasse kümmern, die keine Arbeiterversammlungen, keine Arbeiterbibliotheken, keine Lesehalle, — die nichts kennen, als die Pflicht, zu arbeiten und zu entbehren.

Diese noch in Stumpf sinn und Trägheit dahinlebenden Massen sind es, die die Schundliteratur-Kapitalisten reich machen. Und neben und mit ihnen noch ein großer Teil des kleinen und Mittelbürgertums. Alles in allem sind es Menschen, die dem gemeinsam nach Aufklärung und Bildung strebenden Proletariat feindlich oder doch gleichgültig gegenüberstehen. Und die sogenannten gebildeten Kreise, die sich jetzt über diesen Grete Beier-Unfug sehr entrüsten, — die sind es, die Bildung und Wissen als ihr unantastbares Privilegium reklamieren; ihnen ist es ganz recht, wenn im „Staatsverhaltenden und nationalen“ Interesse die Waffen gerade so viel und nicht mehr wissen, wie nötig ist, um sie als Objekt kapitalistischer Ausnutzung brauchbar zu machen. Das ist die kulturelle Seite der Sache, worüber in der bürgerlichen Presse natürlich kein geschwiegen wird.

Reisebetrachtungen eines Arbeiters.

Von Luzern auf den Säntis.

In Nagah habe ich Sie, liebe Leserin und Leser, im Stiche gelassen und bin plötzlich verschwunden. Wir mußten hier einen größeren Sprung unternehmen, wenn wir unseren Ziele, dem Säntis, entgegengehen wollten. Wir fuhrten — es war ein herrlicher Sonntag Nachmittag — nach Rorschach und von hier aus über St. Gallen—Winkeln ins Appenzeller Land. Ein lustiges Bällchen, diese Appenzeller; das konnte man im Vorbeifahren sehen, da kamen sie anmarschiert, die Turner- und die Schützen gilde, mit Bundesbanner, das weiße Kreuz im roten Feld. Man möchte fast glauben, man käme in jenes biblische Land, von dem erzählt wird, es fliehe Milch und Honig. Trotz den großen Viehherden konnte man aber sehen, daß auch hier nicht alles Gold ist. Der Industrialismus hat sich auch hier, zwischen den prächtigen Bergen mit den saftig-grünen Matten, Eingang verschafft, zunächst Textilindustrie und Siderieen. Eine ausge dehnte Hausindustrie, die wohl unserer deutschen nichts nach geben dürfte, findet man auch hierzulande. Man sieht fast kein Haus, es sei denn eine Villa, wo nicht eine oder mehrere Frauenspersonen sich über ihren Städtchen beugen und emsig die Nadel tanzen lassen. Spät am Abend kamen wir in Weis bad an. In Weisbad schlugen wir unser Nachtlager auf, das wir nur allzufrüh wieder verlassen mußten. Um ¼ 4 Uhr krochen wir aus den Federn; nun ging es dem Ziele entgegen, dem Säntis. Das Wetter war schön und wir hofften, daß es den Tag über so anhält. Mit frohem Mut marschierten wir gegen Wasserau, nach dem Seealpsee. Wie ruhig liegt es da, das grün-blaue Wasser, spiegelglatt, vom Hochgebirge großartig eingerahmt. Man möchte fast glauben, daß hier der Ort gewesen, wo der Sängler seine Leier ergriff und das Lied: „O du himmel blauer See“, erstmals sang. Große Viehherden umlagern den See. Wir hatten hier Gelegenheit, das Alpenleben etwas näher kennen zu lernen. Vor einer Sennhütte standen 2 Hütebuben. Der ältere mochte wohl 17 Jahre alt gewesen sein, während der jüngere, ein rothaariger, verschmühter Junge, den sogenannten Schweizer Stumpen im Munde, fest qualmte. Wir fragten zu nächst nach dem Weg und mußten erfahren, daß wir fehlgefahren waren. Wir ließen uns von den Hütebuben eine Schüssel Milch geben und traten ein in die Sennhütte. Ein ganz gefährlicher Bau, in der einen Ecke waren einige Steine aufgestapelt, diese primitive Einrichtung diente als Herd, während in der entgegengesetzten Ecke ebenfalls Steine aufgeschichtet waren, die mit Heu und alten Lumpen bedeckt waren und als Liegestatt diente. Ich hatte mir früher diese Sennhütten etwas idyllischer vorge stellt, hier aber wurde ich eines anderen belehrt. Nachdem wir uns die Milch wohl schmecken ließen, gingen wir zurück und ließen uns über den See übersehen. Und nun ging es auf schmalen Pfad den Berg übersehen. Und nun ging es auf schauerlich war mitunter unser Weg, neben und über uns türmten sich die Felsen, den Eindruck erweckend, als ob sie jeden Augenblick über uns herein brechen wollten, auf der andern Seite steiler Abgrund von meh reren hundert Metern nach dem See. Da wird einem noch vor gemacht, daß es ein schöner Weg und gefahrlos zu passieren sei. Wir haben die Nase davon voll bekommen. Für Bergsteiger mag es wohl seine Wichtigkeit haben, aber für „Vergeszen“, wie wir es waren, die vielleicht einmal auf den „Rauterbuschel“ oder auf dem Turmberg herumgekraxelt sind, diese haben eine andere Auffassung von einem schönen Weg. Wir legten trotz alledem den Weg ohne Gefahr zurück und kamen wohlbehalten nach der Merglisalp. Eine kleine Kirche, ein Hotel und einige Senn hütten liegen hier romantisch vereint 1520 Meter über dem Seealpsee. Wir setzten unseren Weg weiter, der von hier aus ein guter ist bis zur Wagenlücke (2069 Meter); dort machten wir Rast, auch wurde hier unsere Reisegesellschaft um 2 Mann verstärkt. Zwei Touristen, die sich später als 2 protestantische Geistliche vorstellten, hatten uns eingeholt. Als wir von der Wagenlücke weggingen, änderte sich plötzlich das Wetter. Erst ganz kleine Wölkchen, die immer dicker wurden, ging es nun

der weg und wasche die Flecken in weichem Wasser aus. Sind die Flecken noch nicht sehr alt, so werden sie nach dieser Prozedur bereits verschwunden sein. Ist dies nicht der Fall, so wiederhole man das Verfahren. Es ist sehr ratsam, die so behandelten Wäschestücke sofort in die Wäsche zu geben, damit das Bittersalz keine Flecke frisht, was bei sofortiger Wäsche gänzlich ausgeschlossen ist.

Für die Küche.

Wurk. einzulegen. Frische, feste, nicht zu große Wurken, die möglichst wenig Kerne haben, legt man 12 Stunden in kaltes Wasser, trocknet sie und legt sie mit gereinigten Peterswibeln, oder auch anderen kleinen Zwiebeln, etwas Pfeffer, Lorbeerblätter, Dill, Esdragon, Pfefferkraut und Kellerspfeffer in gut ausgebrühte und getrocknete Steintöpfe. Auf je ¼ Liter Wein essig rechnet man ¼ Liter Wasser und eine ordentliche Handvoll Salz. Wenn das Salz vollständig aufgelöst ist, gibt man die Flüssigkeit auf die Wurken, legt einen Senfbeutel darauf und beschwert ihn mit einem leichten Stein, bindet den Topf mit gewöhnlichem Papier zu und bewahrt ihn an trockenem, luftigem Orte auf.

Gartenkultur.

Gegen Schnecken. Die Schnecken gehören wohl zu den schädlichsten und gefährlichsten Feinden der Gartenkultur, denn während manche andere Tiere neben dem Schaden noch nützen, sind dagegen die Schnecken nur schädlich und können nur etwas nützen, nachdem sie getötet sind, z. B. als Futter für Hühner, Enten und Schweine zc. oder auch als Dünger. Um die jungen Saaten gegen diese Schädlinge zu schützen, zieht man rings um die Beete ein kleine Furche, die man stets mit Viehsalz angefüllt hält. Ueber das Salz hinüber kriecht nämlich eine Schnecke nie, ebensowenig über Holzasche, weshalb man statt des Salzes auch letztere zum Anfüllen der Furchen verwenden kann. Die kleinen Schnecken werden auch von den Enten gern gefressen, weshalb letzte von manchen Gartenbesitzern zu diesem Zwecke frei im Garten gehalten werden. Nach unsern Erfahrungen ist es jedoch besser, wenn man die Schnecken selbst fängt und dann den Enten vorwirft, da diese sonst den Garten zu sehr verwüsten. Es ist daher besser, man setzt statt der Hennen und Enten eine Anzahl Kröten in den Garten, welche absolut nichts schaden, sondern nur nützen und den Garten bald gereinigt haben. Sonst aber muß man selbst Jagd machen, was am besten am Abend geschieht. Wenn man sie nicht gerne auslieft, kann man sie auch mit Ache bestreuen, was sie sofort tötet.

Das Märchen vom Storch.

Ueber die geschlechtliche Aufklärung der Kinder sprach dieser Tage der Schriftsteller Emil Peters in Magdeburg. Er brachte dabei ein reizendes Gedicht von Karén Telmar zum Vortrag, das wir nachstehend wiedergeben:

Tret' ich neulich im Dämmerchein Ganz leif' ins Kinderzimmer ein, Hab' schnell mir ein Kaufherdchen gewählt, Wollt hören, was sich mein Pärchen erzählt. Und wie ich stehe und wie ich horch, Da, richtig — kommt die Geschichte vom Storch. „Mein, Diefel,“ spricht Hans mit viel Bedacht, „Der Storch hat uns beide nicht gebracht, Der hat sich gar nicht um uns gequält, Mama hat mir's neulich selber erzählt. Das mit dem Storch sind alles nur Sagen, Daß er uns in seinem Schnabel getragen. Und daß er die Mutter ins Wein gebissen; Na, davon müßte sie doch auch was wissen. Und daß wir vorher lagen im Teich, 's ist alles nicht wahr, ich dacht' es mir gleich. In Wirklichkeit ist es viel schöner, du, Da liegt so ein Kindlein ganz in Ruh, So lang es noch zart ist und winzig klein, An Mutters Herzen, du, das ist fein. Die Mutter muß das Kindlein hegen, Sie darf sich nur ganz sacht' bewegen, Daß sie ihn keinen Schaden tut, So lang's an ihrem Herzen ruht. Allmählich wird das Kindlein groß, Es macht sich von der Mutter los, Die leidet dabei viele Schmerzen,

es war ja von ihrem Herzen. Doch schön ist's, wenn das Kind erst da. Da freut sie sich und schentt's Papa.“ Diefel hat schweigend zugehört, Den großen Bruder nicht gestört. Jetzt hebt sie zu ihm das kleine Gesicht Und ernsthaft sie die Worte spricht: „Eins kann ich dabei nicht versteh'n: Warum muß das immer der Mutter gesch'eh'n? Kann das Kind nicht Vater am Herzen liegen? Können Papas keine Kinder kriegen?“ „Ach nein,“ spricht Hans, der kluge Mann, „Das geht doch ganz und gar nicht an. Sie wären ja sicher dazu bereit, Haben aber zu wenig Zeit.“ — „Und dann,“ spricht Diefel und sie lacht; „Papas bewegen sich nicht so sacht; Ich sah es neulich selbst mit an: Sie springen von der elektrischen Bahn. Laufen hinterher oft ganze Strecken, Da würde das Kindlein sich schön erschrecken, Da ist's doch besser bei Mama! O, sieh' mal, Hans! Da ist sie ja!“ Und beide hatten mich schon umschlungen, Rechts hab' ich das Mädel und links den Jungen, Und als ich mich zu guterleht Zu ihnen ins Schlummerdöckchen geseht, Spricht Diefel mit strahlendem Augenpaar: „Mutti, was Hans sagt, ist das wahr? Als ich ganz klein gewesen bin, War ich da bei dir im Herzen drin?“ Fest schmiegt sie in meinen Arm sich hinein: „Mutti! Wie schön muß das gewesen sein!“

Aus den Wigblättern.

„Jugend.“

Aus der Hundsausstellung. Schon oft hatt' ich ihn verkaufen können, mein' Zampel, aber ich tu's nicht, weil er mein' Seligen gar so viel ähnlich sieht!“

Wahres Geschichtchen. Der Hauptmann v. M. liebt es, daß seine Reute recht laut und deutlich sprechen. Einer seiner Ein jährigen, der infolge eines hartnäckigen Leidens nur selten zum Dienst erscheint, bittet den Gestrungen während einer Uebung mit leiser Stimme, austreten zu dürfen. Als er sich nach einiger Zeit zum Wiedereintritt meldet, fragt der Kompagniechef etwas unwillig: „Einjähriger, haben Sie einen Sprachfehler?“ — „Mein, Darmkatarrh, Herr Hauptmann!“

Adjutant: „Glauben Herr Oberst nicht, daß wir die Eltern benachrichtigen müssen?“ — Oberst: „Ja, sehen Sie mal was auf.“ — Adjutant (liest): „Sohn tödlich verunglückt, Beerdigung morgen.“ — Oberst: „Is zu grob, etwas schonender. Schreiben Sie mal (diktirt): Sohn schwer gestürzt, Aufkommen zweifelhaft, Beerdigung morgen.“

Ein Gymnasiallehrer will verreisen. Natürlich kommt er erst auf den Bahnhof, als der Zug schon abfahren will. Ein Schaffner nimmt sich seiner an. „Wollen Sie noch mitfahren? Na, dann aber schnell! — Welche Klasse haben Sie denn?“ — Hierauf der Herr Lehrer: „Obersekunda B!“

Der Heberwagnerianer. „Ich kann nur auf einem Luftkissen schlafen, das mit Bayreuther Luft gefüllt ist!“

Literatur.

Von den „Sozialistischen Monatsheften“, die jetzt bekanntlich alle 14 Tage erscheinen, ist das 16. Heft des 14. Jahrganges erschienen. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Emile Vandervelde: Die Vergesellschaftung des Bodens. — Max Schippel: Dauernder Anschauung auf dem Getreideweltmarkt? — Wilhelm Schreiber: Berliner Verkehrspolitik. — Nicarda Such: Pietro Maroncelli. — James Deir Gardie: Zur Haltung der englischen Sozialisten in der Frauenstimmrechtsfrage. — Friedrich Meis: Der materielle Ausbau der Arbeiterversicherung. — Hendrik Spielman: Die holländische Gewerkschaftsbewegung.

der Schneebalden und Helsen hinweg, bis wir nach 1 1/2 Stunden den Sántis erklommen hatten, das heißt das Gasthaus zum Sántis (2466 Meter). Hungrig und naß kehrten wir daselbst ein. Wir glaubten immer noch, daß sich das Wetter vielleicht wieder bessere, es wurde uns aber eine andere Belehrung. Der dicke Nebel brachte uns Regen und Neuschnee. Auf dem Sántis lernten wir auch den „Herrschcr vom Sántis“ kennen. Kommer ist sein Name, er haust schon nahezu 20 Jahre auf dieser Höhe den ganzen Winter, der hier oben etwas länger und graufiger regiert, ist er allein eingekleidet in Eis und Schnee in seinem Observatorium und beobachtet das Wetter. Er machte uns auch mit seinem seltsamen Zustand während seines Alleinseins vertraut. Nachdem keine Aussicht zu erwarten war, zogen wir es vor, trotz Regen und Schnee den Abstieg vorzunehmen. Der Abstieg ist an und für sich viel gefährlicher und mehr denn einmal gab es einen kräftigen Abdruck unseres allerwertesten Sintersteins im Schnee. In der nächsten Nummer werde ich noch einiges über den Abstieg mitteilen.

Das Vereinsleben der Kleinstadt.

So erfreulich es ist, daß das Vereinsleben in der Kleinen Stadt sich recht entwickelt, so zeigen sich doch hier ungesunde Erscheinungen. Es zeigt sich nicht selten, daß Männer Vereinen angehören, die ihrer politischen Ueberzeugung zuwidergehen. Da ist ein Fabrikant oder ein Meister Vorsitzender und dieser sieht mitunter ängstlich darauf, daß der von ihm geleitete Verein viele Mitglieder hat; deshalb wird nicht selten ein sanfter Druck auf die unterstellten Arbeiter ausgeübt.

Ein weiterer Uebelstand ist die Großmannsucht mancher Arbeiter oder Kleinmeister; man möchte gerne zu den Honoratoren der Stadt gezählt werden und glaubt, Mitglied der bessern und teuren Vereine werden zu müssen, bedenkt aber dabei nicht, daß man nur gebildet ist und oft noch dafür, daß man den Kalai macht, ausgespöttelt wird. Ist dann irgend ein Fest, so schiebt man diesen Mitgliedern die Rollen zu, welche den bessern Herren zu spielen nicht angenehm ist.

Ein weiterer Uebelstand, der ebenfalls als Vereinsmeierei bezeichnet werden muß, ist die Gründung von sogenannten Landmannschaftsvereinen. Ein Duzend Württemberger oder Bayern usw. schließen sich zusammen und bilden einen Verein, tragen auf diese Art dazu bei, daß der Nationalbündel in überflüssiger Weise gestärkt wird. Abgesehen davon, daß es eben doch manchem zuviel wird, wenn er die Veranstaltungen, welche von diesen Vereinen gemacht werden, besuchen soll. Ein Gutes haben diese Vereine darin, daß sie den Lokalblättern Stoff bieten; denn jede Kleinigkeit wird beschrieben, Vorstandswahlen veröffentlicht usw.

Soweit nun hier Leute in Betracht kommen, die sich dies leisten können, haben wir nichts zu sagen. Anders aber ist es bei der Arbeiterschaft. Diese hat bei den jetzigen politischen und wirtschaftlichen Zuständen vor allen Dingen die Grundlage des Vereinslebens die politische und gewerkschaftliche Organisation anzusehen. Arbeitergefangen-, Turn- und Radfahrervereine geben ihr Gelegenheit, auch dem Sport zu huldigen. Niemals aber darf die Zugehörigkeit zu den oben geschilderten Vereinen als Ausrede benutzt werden, wenn man seiner Organisation nicht angehört und wer sich dabei auf den Mangel an Geld stützt, macht sich einfach lächerlich. Denn die meisten bürgerlichen Vereine bieten dem Arbeiter weiter nichts, sondern veranlassen ihn nur, über seine Mittel hinaus Geld auszugeben. In seiner gewerkschaftlichen Organisation aber findet man eine Versicherung gegen die Notlage des Lebens. Der Arbeiter soll aber auch den Mut haben, seine Ueberzeugung öffentlich zu bekennen und zu stolz sein, als Mädchen für alles zu dienen, um nur in gewissen Kreisen geduldet zu werden. In der Erziehung besserer Lohn- und Arbeitsverhältnisse ist die Zugehörigkeit zu obigen Vereinen meist ein großer Hemmschuh. Man kann eben als schlächter Mann und Arbeiter und noch weniger als Reklamer nicht nach allen Seiten Wasser tragen und Lieb kind sein; man stelle sich voll und ganz auf die Seite seiner

Massengenossen und wisse nicht durch Gründung und Beteiligung an überflüssigen Vereinen unbewußt an der Zerspaltung der Arbeiterschaft mit. Ich kenne persönlich manchen Arbeiter, der ein tüchtiges Mitglied seiner Organisation oder Partei wäre, wenn er nicht in dem Wahn leben würde, er sei als tätiges Mitglied der Bergnützlichkeitsvereine etwas Besseres, als seine Standes- und Berufsgenossen. Dazu hilft auch der Umstand, daß man sich noch nicht dazu verstehen kann, zu den Arbeiterfesten die Frau mitzunehmen, während man keinen Anstand findet, dieselbe an Veranstaltungen patriotischer und anderer Vereine teilnehmen zu lassen. Wir verschließen uns der Tatsache nicht, daß es oft schwer ist, sich offen und ehrlich als das zu bekennen, was man sein soll und im innersten Herzen auch oft ist. Es spricht eben von wenig Ueberzeugungstreue, wenn man einem sozialdemokratischen Verein angehört, zugleich Mitglied des Arbeiterfortbildungsvereins ist und vielleicht noch im katholischen oder evangelischen Verein eine Rolle spielen will. Jeder Arbeiter sei ein Mann und handle als solcher. Mehr Prinzipientreue tut in Kleinen Städten not! G. M.—r in R.

Auffreie.

Arbeitsmann, gib dich aufrieben,
Murre nicht und halte still!
Ist Gesundheit dir beschieder,
Füge dich — wie Gott es will!

Schindet, plagt euch Tag um Nacht
Babet euch in eurem Schwefel!
Seid den Herren gute Knechte,
„Segen ist der Mühe Preis.“

Schufte fest und ohne Klage,
Plage dich, so lang es geht;
Bis an einem schönen Tage
Die Maschine stille steht.

Ja, dann kannst du halt verhungern
Suchst nach Brot und findest nicht!
Auf der Straße wirft du lungern
Not und Elend im Gesicht.

Deshalb darf man nicht verzagen,
Wenn man sich durchs Dasein zieht
„Lerne leiden ohne Klagen!“
Jeder kennt das alte Lied!

Du blickst auf zu jenen Drohnen,
Die dein Fleisch gemästet hat,
Die in den Palästen wohnen
Und ihr Prassen macht dich satt.

Sozialistische Interessen
Kennt er nicht, er fügt sich still!
Rein, er ist nicht so vermessend,
Er sieht hin — wie Gott es will!
Friedr. Pifer.

Meteorologische Ballons.

Für die Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre, die jetzt energischer als je betrieben wird, werden kleinere oder größere mit Gas gefüllte Luftballons oder auch Drachen steigen gelassen, welche Instrumente tragen, die selbsttätige Aufzeichnungen über die Temperatur, die Feuchtigkeit, die Windstärke usw. ausführen. Diese Ballons werden frei fliegen gelassen, sobald sie meist dem Gesichtskreis der auflassenden Station entschwenden. Die Station muß nun versuchen, diese Ballons wieder zu erlangen, damit sie die von den selbsttätig arbeitenden Instrumenten aufgezeichneten Angaben wissenschaftlich verwerten kann. Es ist nun leider mehrfach vorgekommen, daß die Ballons mit den Instrumenten, welche sich in einem Kästchen oder Körbchen befinden, mutwillig zerstört und damit die Beobachtungen, welche für die Wetterkunde von Wichtigkeit sind, vernichtet worden sind. Abgesehen davon, daß die Verüber dieser Missfakten sich strafbar machen — die Ballons mit den Instrumenten sind Staats Eigentum —, ist es auch sehr bedauerlich, daß es noch immer so viele Leute gibt, die nicht einsehen, daß sie sich durch solche Handlungs-

weise an der Wissenschaft verzeihen. Sie sind ja nicht immer selbst daran schuld, denn unsere Schulen haben für eine Aufklärung dieser Art nur herzlich wenig übrig. Es sei deshalb hier darauf aufmerksam gemacht, daß es Pflicht jedes anständigen Menschen ist, um die Vergütung solcher Ballons und der Apparate bemüht zu sein.

Die Ballons sind mit entzündlichem Gase, Wasserstoffgas oder Leuchtgas, gefüllt und müssen deshalb von Feuer ferngehalten werden. Papierhüllen zerreißen man einfach und lasse das Gas entweichen, Hüllen aus Gummi oder Stoff sind verbollter; man lasse aus solchen durch Umkehren das Gas entweichen und rolle die Hüllen glatt zusammen. Gummiballons, die zumeist einen Durchmesser von 1 bis 2 Meter haben, plagen gewöhnlich und die darin befindlichen Apparate fallen, durch einen Fallschirm an zu schnellem Fallen gehindert, langsam zur Erde. Das wichtigste ist natürlich die Vergütung dieser Apparate. Man versuche, das unter möglichst wenig Erschütterungen zu tun. Besonders vermeide man, den Apparat hart anzufassen oder mit den Fingern in ihn hineinzugreifen. Die Apparate werden zweckmäßig in einem trockenen, nicht zu warmen Raume aufbewahrt, bis sie entweder abgeholt werden oder bis eine für ihren Rücktransport mit der Post bestimmte Kiste eintrifft, in welcher sich nähere Anweisungen, sowie ein Fragebogen befinden, der möglichst genau auszufüllen ist. Der Ballon oder der Apparat führt einen Briefumschlag mit sich, welcher die Adresse enthält, an welche sobald wie irgend möglich unter genauer Angabe der Nummer des Apparates, des Namens und Wohnortes des Finders, sowie des nächsten Postamtes eine telegraphische Depesche abzuschicken ist. Der Finder resp. der Abnehmer des Apparates erhält eine Belohnung von 5 M., in besonderen Fällen, wenn die Vergütung besonders schwierig oder zeitraubend war, aber mehr. Alle notwendigen Ausgaben werden außerdem selbstverständlich zurückerstattet. Andererseits wird eine mutwillige Beschädigung der Apparate gerichtlich verfolgt.

Bei Drachen, welche meist die Form von offenen Kästen haben, kommt es nicht selten vor, daß ein Stück des Stahldrahtes, an welchem sie aufgelaufen worden sind, nachschleift. Besonders Voricht ist dann nötig, wenn in der Nähe elektrische Starkstromleitungen sich befinden. Man darf dann den Draht mit der ungeschützten Hand nicht berühren, sondern wolle erst ein recht dickes, trockenes Tuch um die Hände. Wenn ein Draht oder ein Seil eines treibenden Ballons oder Drachens nachschleift, so suche man es um einen Baum oder einen Pfahl zu schlingen und dann den Ballon einzuholen.

Wir empfehlen unsern Lesern dieses.

Aus allen Gebieten.

Kunst und Wissenschaft.
Eben Hedin nicht verschollen. Das lange Schweigen des berühmten Forschungsreisenden Eben Hedin, wovon wir vor einiger Zeit Mitteilungen machten, hatte die Befürchtung laut werden lassen, daß dem Forscher in Tibet ein Unfall zugefallen sei. Eine in Aeh (in Kaschmir) eingetroffene Karawane aus Thassa macht diesen Befürchtungen ein Ende. Sie überbrachte einen Brief von einem Diener Eben Hedins, worin es heißt, daß sich der schwedische Reisende wohl befinde und seine Karawane in gutem Zustande sei. Das anhaltende Schweigen des Forschers ist damit freilich immer noch nicht erklärt.

Medizinisches.
Arbeiter und Alkohol. Die aus Anlaß der Erhöhung der Braupreise erfolgte Steigerung der Bierpreise hatte im Laufe des Sommers in Sachsen-Weimar die Bohottierung von Brauereien und Wirten seitens der Arbeiterschaft zur Folge. In manchen Gegenden ist der Bierverbrauch infolge dieser Maßregel sehr zurückgegangen. Die Leute gewöhnten sich nach der „Medizin. Reform“ daran, während der Arbeit Kaffee, Selterswasser und auch Milch zu genießen und nach Aufhebung des Bohotters wurden diese Getränke beibehalten. In einer Orthofabrik ist der tägliche Bedarf an Bier von 600 auf 200 Flaschen zurückgegangen, was die Einrichtung einer Kaffeeküche und zweckmäßiger Wärmemaschinen seitens der Firma viel beigetragen hat. — Die Apoldaer Vereinsbrauerei hat einen Kaffeautomaten aufgestellt, aus welchem während der Pausen unentgeltlich und ohne daß der Freitruank gekürzt wird, Kaffee zu entnehmen ist. Die Erwartung, auf diese Weise den Biergenuss einzu-

schranken, ist bestätigt worden. Der Apparat kostet 600 Mark, die Verhaltung des fertig zubereiteten Kaffees stellte sich auf 400 Mark jährlich, wenn ungefähr 30 Arbeiter in Frage kommen. — Die Erkenntnis der Schädlichkeit übermäßigen Alkoholgenußes beginnt sich auch in Sachsen-Meinungen unter der Arbeiterbevölkerung allmählich Bahn zu brechen. Durch Erhebungen wurde ermittelt, daß der Branntweinverbrauch zum Teil bedeutend nachgelassen hat, besonders im Gebirge, daß er im übrigen aber wenigstens nicht in der Zunahme begriffen ist. Damit hängt jedoch andererseits das ganz erhebliche Steigen des Bierverbrauchs zusammen, was am bemerkbarsten war in den ausschließlich Heimatbeiter beherbergenden Landgemeinden, in denen vor allem der Flaschenbierhandel ein Krebsgeschwür ist. — Der Bürgermeister einer industriereichen Nachbargemeinde der Stadt Mühlhausen i. G. hat auf dem Marktplatze, den jeden Tag tausende von Arbeitern passieren, aus privaten Mitteln eine kleine Trinkhalle erstellen lassen, in der im Winter warme, im Sommer kalte Milch aus einer neuzeitlich eingerichteten Melkerei, 1/4 Liter zu 10 Pf., 1 Achtel Liter zu 6 Pf., in der Zeit von morgens 1/2 bis abends 7 Uhr verabreicht wird. Diese Einrichtung wurde den Arbeitern durch Verteilung eines Flugblattes in den Fabriken mit dem Rate bekannt gegeben, sich auf dem Wege zur Arbeit anstatt mit einem Schnaps, mit einem Glas Milch zu stärken. Während der kurzen Zeit des Bestehens dieser Einrichtung hat sie lebhaften Zuspruch gefunden. — In den Genehmigungsbedingungen zu Reuanlagen wurde in Neuhausen a. L., soweit es erforderlich schien, z. B. für Eisengießereien, das Verbot des Branntweingenußes während des Betriebes, stets aber eine Versorgung mit gutem Trinkwasser vorgeschrieben.

Etwas vom reinlichen Einwickelpapier. Immer und immer wieder kann man die Beobachtung machen, daß Fleisch oder Fisch in kleineren Portionen in gedrucktes Zeitungspapier seitens der Verkäufer eingewickelt und so nach Hause befördert wird. Mir recht macht der „Lancet“ auf diese vielbesprochene Unsitte aufmerksam. Ist schon an und für sich die Druckerfschwärze in Verbindung mit den Nahrungsmitteln nicht gerade appetitlich, so muß man außerdem noch bedenken, welche Schicksale das Papier, gehabt hat und durch welche Hände es gegangen ist, bevor es zum Einwickeln benutzt wurde. Auch die Uebertragung von Ansteckungskeimen darf man dabei nicht vergessen. Es wird daher im „Lancet“ die Forderung aufgestellt, daß auch schon bei dem Verkauf geringerer Gewichtsmengen von Fleisch oder Fisch in ärmeren Bezirken durchaus reines Papier verwendet werden sollte, wobei noch bemerkt wird, daß die gerügte Unsitte nicht etwa nur in ärmlischen Verkaufsstellen vorkommt. Als Schutz dagegen wird die Selbsthilfe des Publikums vorgeschlagen, das energisch auf eine größere Reinlichkeit bei den so leicht dem Verderben ausgefetzten Nahrungsmitteln wie Fleisch oder Fisch bringen sollte.

Allerlei.

Eine stenographierende Schreibmaschine, ein sogenannter Stenograph, ist nach einer amerikanischen Zeitschrift in den Vereinigten Staaten erfunden worden. Sie ist die Einfachheit selbst; sie ist viel kleiner als eine gewöhnliche Schreibmaschine und kann bequem auf dem Schoß gehalten werden. Außerordentlich leicht man nur die Rolle, über die das Papier gleitet, ein paar Zahnräder und die Klaviatur, die aus sechs Tasten besteht. Diese werden einzeln oder zu mehreren gleichzeitig angeschlagen und sehen so selber die Zeichen der Schrift zusammen. Das Erlernen des Alphabets soll ziemlich leicht sein; nach zwölf Wochen soll man es auf 100 bis 150 Wörter in der Minute bringen können; geübte Schreiber dagegen sollen es auf 200 Wörter in der Minute bringen, wodurch die Stenographie erheblich übertrifft wird. Außerdem soll die Maschine lautlos arbeiten.

Ratgeber.

Gemeinnütziges.
Rostflecke aus der Wäsche zu entfernen. Man weiche etwas Bittersalz zu einer breiartigen Masse auf, bestreiche mit diesem Brei die Flecken, lasse sie einige Minuten liegen, reibe sie alsdann und bestreiche sie nochmals mit Bittersalz. Nach einigen Minuten setze man ein mit kochendem Wasser gefülltes zinnernes Geschloß auf die Flecken, nehme es nach einigen Minuten wie-